Nr. 80 · Jahrgang 1913 Sonntag, 5. Oktober

Der Welt Spiegel

Illustr. Halb-Wochenschrift des Berliner Tageblatts

Der kleine Elefant.

Von Elisabeth Joest.

Ich lernte vor ungefähr zwei Jahren einen kleinen Elefanten kennen. Es war im Salon einer vornehmen Frau. Sie feierte ihren Geburtstag. Die Freunde kamen mit Blumen im Arm und einem scherzhaften, wenig aufrichtig gemeinten Wort auf den Lippen. Die Chrysanthemen füllten das Zimmer mit einem fremden Duft. Der kleine Elefant stand auf einem schwarzen Flügel und schwieg. Er fiel mir sofort auf, weil er einen traurigen, apathischen Eindruck machte.

Das Diner war glänzend, die Weine brillant. Das Gespräch wurde sehr lebhaft. Das Lachen klang gedämpft wie aus einer Grotte. Die Blumen waren von einer ernsten, verwirrenden Schönheit. Ein Eis wurde umhergereicht, eine ovale Schale mit petits fours folgte. Man ging in den anstoßenden Raum, um ein Bild zu betrachten. Dann wollte man in den Garten hinter der Villa, der voll Schatten war. Ich weiß nicht mehr, wie es kam. Ich ging nicht mit zu dem Bild, noch in den Garten. Ich saß in einem zerbrechlich feinen Stuhle. Eine anmutige Unordnung herrschte um mich her. Ein silberner Löffel lag auf dem Teppich, ein langer, seidener Handschuh fiel über eine blaue Vase. Da streifte mein Auge den Flügel. Es war ein Blick ohne Absicht und ohne Ziel. Der kleine Elefant aber bezog diesen Blick auf sich und zwang mich durch eine unwiderstehliche Gewalt, näher zu ihm hinzutreten.

Als ich dicht vor dem schwarzen Instrument stand, senkte er seinen sehr schön ausgearbeiteten Rüssel, stemmte sich fest gegen die Goldplatte unter seinen Füßen und erzählte mir seine kurze Geschichte:

Er sei noch nicht lange in Deutschland. Er habe eine Reise über viele Wasser gemacht. Man hatte ihn in eine kleine, rotseidene Kajüte gebracht, die genau seine Formen aufgenommen habe. Er sei echt indische Arbeit. Eines Tages sei ein Herr gekommen. Mister Davids nahm ihn aus der Vitrine. Er habe ein weißes Papier knistern hören, das sein Etui umspannte. Dann habe er eine Nacht im Hotel zugebracht.

Der Morgen kam mit einem linden Regen, den die Sonne bald völlig besänftigte. Er hätte auf einem kleinen Rauchtisch gewartet. Im Nebenzimmer habe er einmal die silberne Klinge eines Rasiermessers aufblitzen sehen. Nicht sehr lange darauf sei der Herr angekleidet auf ihn zugekommen. Er habe einen Duft von Eau de Cologne verspürt, der ihn betäubte. Dann sei er plötzlich vor einem fremden Hause gewesen, und der Herr stieg aus.

Die Dame in dem fremden Hause war eine äußerst interessante Erscheinung. Ihr Morgenkleid schien aus Licht und Spitzen zusammengesetzt zu sein. Sie habe den Herrn lachend und forschend angesehen; dann habe er sie geküßt und ihr das umhüllte Etui in die Hand gegeben. Mit einem weichen Knistern fiel das Seidenpapier zur Erde nieder.

Das dunkelrote Etui sei aufgesprungen, und nun hatte der kleine Elefant sich zum erstenmal in einer kühlen, blassen Frauenhand gefühlt. Es sei ein seltsam vibrierender Schmerz gewesen.

Mit einem schnellen, routinierten Blick sah sie im Zimmer umher. Dann nagte sie nervös an der Unterlippe und stellte ihn schließlich auf ihren kleinen, hellen Schreibtisch mit den schwarzen Utensilien. Es sei ihm schon damals furchtbar melancholisch zumute gewesen; besonders, da der Herr ihn noch einmal stumm angesehen habe, ehe er mit der Frau das Zimmer verließ.

Da habe er nun auf ihrem Schreibtisch gestanden und auf sie gewartet. Am späten Abend sei sie auch wirklich zu ihm gekommen. Sie habe ihn genau betrachtet. Er habe ganz still gehalten vor Freude an ihrem Interesse. Nicht einmal in ihr Gesicht zu sehen habe er gewagt. Da hätte er aber plötzlich einen Laut vernommen: scheu hätte er zu ihr aufgeblickt; ihr Gesicht war verzerrt, unheimlich und häßlich.

Sie hatte die ganze Zeit nach einem Zeichen bei ihm gesucht, das seine Echtheit bewies, und als sie nichts entdeckte, warf sie ihn heftig und schonungslos auf seinen Platz zurück. Das habe ihm den Rest gegeben. Und doch hätte er sich verteidigen können. Man hatte ihm keinen Stempel eingehämmert, weil man ihn nicht verletzen wollte; aber man habe ihm ein kleines Dokument mit in das rote Etui gelegt.

Er erinnere sich noch sehr genau, durch wieviel bewundernde Hände er gegangen sei.

Am nächsten Tage kam der Herr wieder.

Der kleine Elefant hörte, mit einem Gefühl der Freude, seine ruhige, innige Stimme im Entree.

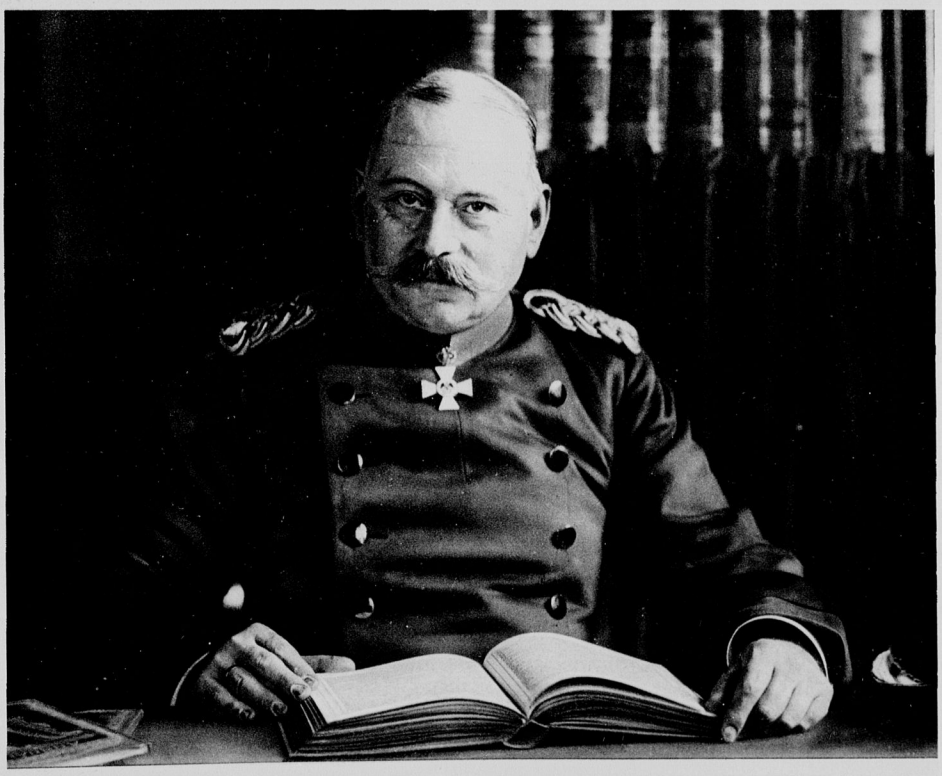
Er hörte auch die Stimme der Frau; sie lachte laut und schrill.

Im Kamin stieg eine Flamme auf. Zitternde Reflexe irrten über die japanischen Teetassen. Sie reichte dem Manne mit spitzen Fingern die Zuckerschale, das Kristallgefäß mit Rum. Er aber wurde zusehends stiller und blickte immer in ihr heiteres, bewegliches Gesicht, als ob er etwas suche. Dann sei er langsam und schwer aus der Tür geschritten. Das Gartentor klinkte dumpf ein. Der kleine Elefant hätte sein kleines, goldenes, trauriges Leben darum gegeben, mit diesem enttäuschten Manne gehen zu dürfen. Er hatte ihn in der kurzen Zeit lieben gelernt. Er habe ihn sogar mehr geliebt als seinen vornehmen Platz in Mister Davids Vitrine. Nun sei er vergessen und trostlos auf dem Schreibtisch gestanden. Niemand habe sich um ihn gekümmert. Mutterseelenallein sei er geblieben, nur der Staubwedel, der pünktlich jeden Morgen über ihn dahingefahren, habe die einzige Abwechselung in sein stilles Dasein gebracht. Mit den Chrysanthemen Freundschaft zu schließen, habe er unter seiner Würde gehalten. Sie hätten nur ein vergängliches Anrecht auf ihre exotische Heimat. Er dagegen habe ein bleibendes. Das sei viel, viel schwerer zu ertragen. An einem Morgen kam die Frau in großer Toilette zu ihm herein. Sie setzte sich in den rundgeschnitzten Schreibtischsessel. Er habe ihr ein scheues, freundliches Licht auf die eilig schreibende Hand geworfen. Sie habe aber nicht darauf geachtet. Dann habe sie das Telephon vom schwarzen Ständer aufgenommen und an ihr feines, weißes Ohr gebracht. Sie wolle einen Messenger, aber sofort . . . Nervös habe sie das Eintreffen des Boten erwartet. Es schien ihr am Herzen zu liegen, den Brief schleunigst an seine Adresse zu befördern. Immer wieder sah sie ungeduldig nach der Uhr.

Nach zehn Minuten klingelte es. Ein rotlivrierter, blasser Mensch sei eilig ins Zimmer getreten und habe den Brief in Empfang genommen. Sie sei in ihrer silbergrauen Robe aus dem Zimmer geschwunden. Ein süßliches Parfüm verschwebte. —

Das Hupen eines Automobils habe ihn aufgeschreckt. Eine neue, unbekannte männliche Stimme habe plötzlich in dem Zimmer laut und herrisch geklungen. Es sei eine überzeugende, gewandte und besitzergreifende Stimme gewesen. Durch die angelehnte Tür konnte er ins Vestibül blicken. Er habe zwei erhobene, weiße Arme gesehen, die sich um eines Mannes Nacken schlangen und ihn tiefer ins Haus zogen. Dann hatten Gläser und dünne Teller mit einem melodischen Ton geklirrt. Schwere Seidenvorhänge wurden über die duftigen Tüllgardinen geschoben. Das Sprechen wurde zum Flüstern, das Flüstern zum belebten Schweigen.

Nach Stunden sei sie mit dem fremden Mann durch sein Zimmer gekommen. Ihr Gang war aufgelöst, ihr



Otto v. Schjerning, Generalstabsarzt der deutschen Armee und Direktor der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, beging gestern seinen 60. Geburtstag. *Rudolf Dührkoop phot.*